

# Verloren im Netz

Benjamin Tilligs Buch „Cici Letters“ versammelt E-Mails zu einem Briefroman aus der globalisierten Welt. Es handelt von einer schiefgegangenen Internetbestellung, einem Akku und einer Frau irgendwo in China, die ihre Kunden nicht versteht, aber gern mag

Es fängt damit an, dass ein Computer kaputtgeht. Der Computer gehört einem Künstler, und dieser Künstler will sich das Ersatzteil nicht im Apple Store besorgen, sondern, weil es dort billiger ist, im Internet, bei Ebay. Die Website teilt ihm mit, dass es mehr als zehn verfügbare Akkus gebe, zum Preis von 44,04 Euro, „Artikelstandort Hong Kong, Hong Kong, Versand nach Weltweit, Lieferzeit 10-18 Arbeitstage“, zu bezahlen mit Master- oder VisaCard. Der Künstler zahlt. Die Zahlung, teilt das System mit, werde an PayPal Europe in Luxemburg überwiesen, und das wird sie auch. Dann vergehen ein paar Wochen. Was nicht kommt, ist der Akku aus Hongkong.

So beginnt dieses schmale Buch des 1986 geborenen Benjamin Tillig, dessen Held ebenfalls Benjamin Tillig heißt. Als ein Monat vergangen ist, beschwert sich Tillig bei PayPal – und bekommt ein anonymisiertes Antwortschreiben: „Guten Tag Benjamin Tillig“, heißt es da, „Sie haben einen Konflikt bezüglich der Zahlung gemeldet und angegeben, dass Sie den erworbenen Artikel nicht erhalten haben. In dem Sie auf der Seite ‚Konfliktlösungen‘ einen Konflikt melden, können Sie gemeinsam mit dem Verkäufer eine Lösung für das Problem finden.“

Das ist die erste kafkaeske Umleitung in diesem Buch, die Antwort einer Maschine, die nur so tut, als sei sie von jemand verfasst worden – und ab jetzt muss

Tillig englisch weiterschreiben, an den Konfliktpartner. Eine Person, die mit Cici unterschreibt, antwortet höflich, er solle sich noch ein paar Tage gedulden – aber man weiß nicht, ob diese Cici nicht auch eine Kunstfigur ist wie „Alice“, mit der die HanseNet Telekommunikation GmbH sich ein Gesicht und einen eingängigen Namen gab.

Die als Mensch getarnte Maschine ist ein Schreckbild der Moderne, das von der Romantik bis zu „Alice“ und den schneidlichen Stimmen der Navigationssysteme reicht. Auch Tilligs Ich-Erzähler wittert hinter der Person Cici eine Wohlgefühlmaschine, die ihm Kommerz als Kommunikation und Geschäftsentscheidungen als persönliches Schicksal, Technik als Natur verkauft. Die anonyme, ferne und abstrakte Cici wird im Folgenden aber immer mehr zu einem realen Lebewesen – und bringt nicht nur den Erzähler, sondern das ganze System durcheinander. Einem weiteren Vertrauensbrief, in dem sie die Versicherung eines neuen Akkus anbietet, fügt sie an: „Could you please tell me your telephone number? I am sincerely waiting for your reply! dear ben!“

Der sachliche Mailverkehr bekommt einen privaten Ton. Cici antwortet nach der dritten Mail, als sei der Kunde ein neuer Facebook-Freund, mit „Dear Friend“. Tillig wird ärgerlich, er will nur seinen Akku haben und keine Freundin in China. Er schreibt eine pampige Mail: Er sehe nicht, wozu die Telefonnummern wichtig



In einem chinesisches Service-Center schreibt eine Frau dem unzufriedenen Kunden Mails. Irgendwann schickt sie auch von sich ein Foto. Foto aus dem besprochenen Buch

sei. Antwort: Sie, Cici, wollen den Akku per EMS schicken, dafür brauche sie aber eine Telefonnummer. Er schickt sie ihr. Als er in der U-Bahn sitzt, ruft sie an: Man müsse über den „Konflikt“ reden – sie wisse, er sei ein sehr guter, viel beschäftigter Kunde in Deutschland. Er legt auf und schreibt ihr, sie solle nicht anrufen. Sie entschuldigt sich per Mail, ruft dann wieder an und spricht hektisch deutsche Wörter in den Hörer, die sie aus dem Internet gezogen hat, erklärt dann in



Benjamin Tillig Foto: Verlag

einem singenden, brüchigen Englisch, man sei doch befreundet, und für eine „future cooperation“ sei es wichtig, dass man gut miteinander auskomme, sei sie einmal in Deutschland gewesen, sie möge seine Akku haben und keine Freundin in China. Er schreibt eine pampige Mail: Er sehe nicht, wozu die Telefonnummern wichtig

Er antwortet Cici, der Fall habe sich erledigt. Sie schreibt, sie sei glücklich, dass er sich wieder melde. Sie schreibt: „Thanks god I don't loose you“ und „Happy X Mas“ – es ist der 6. November 2009. Dann eine weitere Mail: Sie habe jetzt auf ihre eigenen Kosten die Ersatzbatterie geschickt; sie habe Angst, ihren Job zu verlieren, ob er bitte keine weitere negative Kommentierung des Zusendungsvorgangs auf Ebay einstellen möge, das werde sie sonst ihren Job kosten, den sie liebe und gut machen wolle – und schon ist der Erzähler mittendrin in der Frage nach Schuld und Verantwortung und dem, was er mit dem Wunsch nach einem billigen Akku an einem entfernten Punkt der Welt so alles anrichtet (und die eroberten Antworten, die er dann nach China schreibt, sind vielleicht auch so grimmig, weil er erkennen muss, dass der erotische, persönliche Tonfall von Cici nicht von Abenteuerlust, sondern der blanken Angst getrieben war, den Job zu verlieren).

Tillig war bisher eher als Künstler denn als Schriftsteller bekannt, was den Verdacht nahelegt, dass man dieses Buch als „Buch“ in Anführungszeichen, als ein Kunstprojekt, ein ästhetisches Ready-made lesen soll, dessen Sprache globale Machtverhältnisse reflektiert. In den „Cici Letters“ gibt es drei Sprachformen: Da gibt es die abgehackte, in Abkürzungskatarakten zerstückelte, bürokratische-technische Online-Sprache von Konzernen wie Ebay; „Sie haben eine Zahlung über 56,04 EUR gesen-

det. Artikelnr. 2704510...“. Es ist die Sprache der automatisierten Transaktionen, die den Nutzer in ein Labyrinth aus Verweisen, elektronischen Umleitungen und Serviceadressen in Asien treiben; es spricht ein kafkaeskes anonymes Etwas mit dem Kunden, das kein Gesicht, keinen Namen, keine Adresse hat; ein System, das aus dem virtuellen Nichts heraus Adressen anklickend lässt, die in leuchtendem Englisch verwirrende Verstrickungen absondern. Dann gibt es die Sprache der Figur Tillig, den europäischen Kunden, der in einem verärgerten, knappen und fehlerhaften Kundeneingangs die Übersendung des Akkus fordert; und drittes, und der anderen Seite, das demütige, noch fehlerhafte Englisch einer Person, deren Job es ist, sich bei aufgebracht Kunden zu entschuldigen.

Wobei die Fremdheit der europäischen Kultur und Sprache Cici zu immensiert scheint gegen den genervt technokratischen Tonfall ihres elektropostalischen Gegenübers. Sie bewegt sich durchs Dickicht der englischen Bürokratiepraxis wie durch einen dunklen Zauberraum, für sie sind die Mails etwas anderes als „Buch“ in Anführungszeichen, als ein Kunstprojekt darauf reduziert, seinen Akku einzufordern, weil das nur mit einem dünnen Magneten befestigte Netzableimer wieder abfällt und den akkulosen Computer – und damit auch Cici – verschwinden lässt.

Das, was einem bei automatisierten Telefonatskünstlern wie ein akustisches Menetekel entgegenstrahlt, der mit schmerzender Stim-

me vorgetragene Satz „Ich habe Sie nicht verstanden“, könnte als Motto über diesem Buch stehen. Es ist ein Stück über Sprache und Macht; es spielt die Kollisionen von anonymisierter, automatisierter und ritualisierter Sprache mit Artikulationen spontaner Gefühle durch; es zeigt den Moment, an dem Sprache auf ein Minimum heruntergeschraubt werden muss, um Verständigung zu ermöglichen – und wie sie in dieser Ausdrucksform zum Generator seltsamer Missverständnisse wird.

Cici hält gegen die technisierte Kommunikation einen romantischen Wunsch nach Aufrichtigkeit, Zufriedenheit und Glück; für sie ist das Netz kein kafkaeskes Labyrinth, das Zeit und Geld verschluckt, sondern ein Zaubergarten, in dem Freundschaften wachsen. Der deutsche Erzähler ist ihr traumatisierter Gegenpart. Er hält „Cici“ immer wieder für eine fiktive Person – als sei sie eine virtuelle Wiedergängerin von E. T. A. Hoffmanns Olympia.

Begriffe wie das Private und das Professionelle, Nähe und Entfernung geraten in diesem unwilligen Mailverkehr zwischen Köln und Shenzhen völlig durcheinander; so gesehen ist Benjamin Tilligs kleines Buch auch eine Parabel über eine Zeit, in der das Wohnzimmer, in dem der Laptop pauslos neue Facebookmitleidungen und Google-Bilder empfängt, ein viel öffentlicherer Platz ist als das Café unten auf der Straße. Solange der Akku hält jedenfalls.

NIKLAS MAAK

Benjamin Tillig: „Cici Letters“. Streifkecks Books, 112 Seiten, 14,80 Euro

## NACKTE WAHRHEITEN



### Darsteller

Die meisten Deutschen sind gegen Krieg, und noch mehr sind gegen den Krieg in Afghanistan. Es gibt, davon abgesehen, eine neue Lust am Demonstrieren, bis weit in bürgerliche Kreise hinein. Und in Berlin ist alles größer: die Opposition zum Afghanistankrieg wie die Bereitschaft, zu demonstrieren. Es ist daher ein Kunststück, eine Anti-Afghanistan-Kriegsdemo so kömmerlich ausfallen zu lassen wie die, die am vergangenen Donnerstag Unter den Linden vor sich hin zuckelte. Man muss die Menschen genau genommen daran gehindert und abgeschreckt haben, auf die Straße zu gehen, aber das schafft nicht die Bundeskanzlerin, auch nicht die SPD, das schafft allein die Linke.

Man musste es sehen, um es zu glauben: Vor der Neuen Wache blieb ein Laster stehen, auf dessen Ladefläche eine Art Polikabarett gegeben wurde. Ein Reporterdarsteller fragte satirisch den Guttenberg-Darsteller, warum denn nicht noch viel mehr Soldaten nach Afghanistan geschickt würden, das liege doch an der Opposition? Der Guttenberg-Darsteller antwortete, man arbeite ja daran, die Opposition zu verbieten.

Da war eine Pause für Klatschen und Lachen, aber weil niemand da war, war es still. Die paar Passanten, die zuschauten, verstanden den Gag nicht. Auch ich nicht. Es folgte eine Art satirisches Lob des Reporters für Guttenberg: Das sei ja eine tolle Idee gewesen, die Linkspartei in die Nähe des Kommunismus zu rücken. Auch so eine verquere Pointe, es war doch Litzsch selber, die es sich zurechtgerückt hatte. Der Reporterdarsteller weiter, es sei doch so, dass ja der Kommunismus schon verboten sei in Deutschland, also werde ja wohl bald auch die Linkspartei verboten?

Vor dem Laster fuhr eine Limousine, aus deren Fenster jemand winkte, sicher die Merkel-Darstellerin, und etwas herabstarrte, aber man konnte nichts erkennen. Hinter dem Laster mit der Bühne fuhr ein Fahrzeug mit einem Sarg. Keine Demo kommt ohne Sarg aus. Meist sind es ja Symbole – Bildung zu Grabe tragen et cetera – aber in der Kriegspraxis geht es um echte Särge, da war es schon eine seltsame Idee, diese Toten durch eine Sargrequisite zu vergegenwärtigen, vor der Politikabart versucht wird.

Auch die begleitenden Polizisten wirkten ratlos ob des ganzen schlechten Theaters, das die Zuschauer mit komplizierter und falscher Logik verwirrt, die immer wieder vom Krieg weg und auf Rolle und Wesen der sogenannten Linken führte, die nicht jeden interessiert, aber statt verbaten werden zu müssen, von einem CSU-Verteidigungsminister unbedingt subventioniert gehört. Nils Minkmar